

# „Er geht euch voraus ...“

## Christliches Leben im Zeichen von Aufbruch und Suche

Graz, 21-9-2019, Stadtkirchentag. Dr. Hadwig Müller, Freiburg

Christen sind Menschen auf einem Weg. Sie mögen immer wieder stehen bleiben und schauen, woher sie kommen, wohin ihr Weg weitergeht – sie mögen sich dabei sogar einmal ausruhen, aber irgendwann werden sie weitergehen, sonst würden sie den Weg verraten. Der Weg? Das ist derselbe, von dem das Johannesevangelium sagt, dass er das Wort ist: Jesus, der Christus.

Sie haben mich eingeladen, die Veränderungsprozesse in der Kirche auf der Basis biblischer Texte anzuschauen. Zwei biblischen Büchern werden wir uns jetzt zuerst zuwenden. Dann soll deutlicher werden, was das eigentlich heißt: „Christliches Leben im Zeichen von Aufbruch und Suche“. Und am Schluss geht es um die „Lust an der Bibel“.

1

### „Er geht euch voraus ...“ Das Markusevangelium als Evangelium vom Weg

Ihre Themenformulierung lautete: „Christen als Menschen des neuen Weges“. Ich musste eine andere Formulierung finden, die offener und geheimnisvoller zugleich wäre; und mir fiel der Schluss vom Markusevangelium ein. Als Jesus am Kreuz gestorben und die Hoffnung erloschen war, mit der er viele Menschen seiner Zeit froh gemacht hatte, gingen Frauen zu seinem Grab und fanden es leer. „Sie gingen in das Grab hinein und sahen einen jungen Mann sitzen, der mit einem weißen Gewand bekleidet war; da erschrecken sie sehr. Er aber sagte zu ihnen: Erschreckt nicht! Ihr sucht Jesus von Nazaret, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden; er ist nicht hier. Seht, da ist die Stelle, wohin man ihn gelegt hat. Nun aber geht und sagt seinen Jüngern und dem Petrus: Er geht euch voraus nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen, wie er es euch gesagt hat. Da verließen sie das Grab und flohen; denn Schrecken und Entsetzen hatte sie gepackt. Und sie sagten niemandem etwas davon; denn sie fürchteten sich.“ (Mk 16,5-8)

„Er geht euch voraus ...“ Der Auferstandene geht nach Galiläa, den Jüngerinnen und Jüngern voraus, die ihn die letzten drei Jahre seines Lebens auf seinen Wegen in Galiläa und von dort nach Jerusalem begleitet hatten. Galiläa ist einmal die Gegend, aus der Jesus kam und der man in Jerusalem Geringschätzung und Misstrauen entgegenbrachte. Zugleich steht „Galiläa“ für den Alltag mit all seinen Widersprüchen und Widerwärtigkeiten. Für Hermann-Josef Venetz, dessen Kommentar zum Markusevangelium mich begleitet, ist das Galiläa: „Unser tägliches Leben und Arbeiten, von dem wir nichts mehr erwarten. Die Leere in uns und um uns, aus der nichts Prophetisches erstehen wird. Galiläa: Das könnte auch unsere Hartherzigkeit sein und unsere Abgebrühtheit, die das Leben ersticken lässt. Die Osterbotschaft schickt uns in unsere Welt, schickt uns in *unser* Galiläa, in das Galiläa unseres Alltags.“ (227)

„Er geht euch voraus nach Galiläa ...“ Das Markusevangelium endet mit dieser Verheißung – und mit dem Erschrecken, der Flucht und dem Schweigen der Frauen, die sie gehört haben. Anders als die drei anderen Evangelien erzählt Markus nichts vom Erscheinen des Auferstandenen. Von ihm ist nichts zu sehen, von einem Auftrag aus seinem Mund nichts zu lesen. Verständlich, dass spätere Generationen von Christen sich mit einem solchen Ende der Erzählung nicht zufriedengeben konnten und in einem zweiten Markus-Schluss die Erscheinungen zusammenfassten, die sie in den anderen Evangelien gelesen hatten. Im Markusevangelium selber aber steht nichts davon. Wir erfahren nicht, ob es zu der vom Engel verheißenen Begegnung in Galiläa gekommen ist. Das heißt: Sie steht noch aus! Wenn das Markusevangelium hier abbricht – so heißt das auch: Es findet seine Fortsetzung in einer unbekanntem Zukunft, in der Zukunft der Jünger, die nach Galiläa gehen, und in der Zukunft der Christinnen, die in ihren eigenen Alltag zurückgehen.

Im Markusevangelium lässt sich, wie in jeder Erzählung, die erzählte Welt und die Welt der Erzähler unterscheiden. Markus erzählt von den Jüngerinnen und Jüngern, die im Palästina der dreißiger

Jahre mit Jesus von Nazaret auf dem Weg nach Jerusalem waren, wo Jesus hingerichtet wurde, ohne dass dabei der Weg beendet gewesen wäre. Der Erzähler des Markusevangeliums aber und seine Leserinnen und Leser sind Leute um das Jahr 70 – irgendwo im Römischen Reich. Ihre Welt ist von dem Ereignis im Jahre 70 bestimmt: Jerusalem und der Tempel waren von den Römern in Schutt und Asche gelegt worden. Was dieses Ereignis bei gläubigen Juden auslöste, und bei Jüdinnen, die sich zum Christus Jesus bekannten, können wir uns kaum vorstellen.

Markus erzählt nun seine Weggeschichte so, dass Jerusalem der Ort der Klage und des Zorns, der Verurteilung, der Hinrichtung und des Todes Jesu ist und Galiläa der Ort der Freudenbotschaft, der Heilungen, der Begegnung mit dem Auferstandenen und des Neuanfangs. Wie wenn Markus nach der Zerstörung des Tempels den Ort, an dem Gott seinen Namen wohnen ließ, neu definiert (vgl. 61). Es ist der Alltag all jener Menschen, die Jesus nachgehen: In ihrer unübersichtlichen Wirklichkeit, in der sich Hoffnung und Verzweiflung, Trauer und Freude, Grausamkeit und Zärtlichkeit, Glaube und Zweifel untrennbar vermischen, werden sie dem Auferstandenen begegnen. Überall auf dieser Welt.

2

## Das Wort und seine Zeugen. Die Apostelgeschichte

Lukas schrieb sein Evangelium nach 70; und die Apostelgeschichte schrieb er als zweiten Teil seines Evangeliums: Der Geschichte Jesu ließ er in der Zeit zwischen 70 und 100 die Geschichte seiner Zeugen folgen. Der Tempel war zerstört. Für das Judentum wurde jetzt die Torah, das Gesetz zum Zentrum. Das führte zu einer harten orthodoxen Linie im Judentum, unduldsam gegenüber religiösen Randgruppen wie die Christen eine waren. Diese wurden immer mehr zu Nichtjuden und von ihrem Ursprung abgeschnitten. Die Trennung von der Synagoge und beginnende Anfeindungen und Verfolgungen setzten die Existenz der zerstreuten kleinen Gruppen von Christen in einer Weise aufs Spiel, wie wahrscheinlich niemals mehr in der Geschichte des Christentums.

Lukas ruft nun den in ihrem Selbstbewusstsein radikal in Frage gestellten Christen ihre Wurzeln in Erinnerung, ihren Ursprung im Juden Jesus Christus, und erzählt ihre von ihm her gegebene Identität neu: Er zeigt, dass die Präsenz des Auferstandenen den von ihm gesandten Zeugen vorausgeht, dass die Kraft des Wortes am Ursprung steht. Dass dieses göttliche Wort allerdings das menschliche Wort der Zeugen braucht, um entziffert und verkündet zu werden. Lukas erinnert seine Leserinnen und Leser an die zahlreichen unter ihnen lebenden, mit Namen genannten oder auch anonym bleibenden Menschen, die in vielfältiger Weise von der Kraft des Auferstandenen Zeugnis geben.

Es geht ja darum, in der Abwesenheit dessen zu leben, ohne den es kein Christentum gibt, und *in* seiner Abwesenheit seine Präsenz zu bezeugen. Das ist der Dreh- und Angelpunkt im Werk des Lukas. Er beendet sein Evangelium mit dem Bericht vom Verschwinden Jesu und beginnt die Apostelgeschichte mit einem erneuten Bericht von seinem Verschwinden. Beim ersten Bericht liegt der Akzent darauf, dass eine Ära zu Ende geht: der Auferstandene verlässt seine Jünger und segnet sie; beim zweiten liegt der Akzent darauf, dass eine Ära beginnt: der Auferstandene sendet seine Jünger als Zeugen bis an die Grenzen der Erde und wird ihren Augen entzogen.

Mit seinem doppelten Bericht zeigt Lukas, wie die Christen seiner Zeit die Abwesenheit Jesu verstehen können: Durch die Erhebung des Auferstandenen in den Himmel macht Gott aus dem Gekreuzigten den verborgenen Herrn der Welt. Die Tatsache, dass Christus von nun an den menschlichen Augen entzogen ist, eröffnet die Zeit der Abwesenheit Jesu, die Bedingung ist für eine neue Gegenwart des Geistes. Dieser erfüllt die Jünger mit der Gabe des Sprechens und macht sie so zu Zeugen des Auferstandenen (Apg 2,1-13). Dem ersten Pfingstereignis folgen in der Apostelgeschichte zwei weitere, in denen der Geist nicht-jüdische Hörer des Wortes mit der Fähigkeit zu sprechen und zu loben erfüllt (Apg 10,44-48 und Apg 19,5).

„Sie hörten sie [die Heiden] in Zungen reden und Gott preisen.“ (Apg 10,46) Die Sprache, die von allen verstanden wird, ist das Lob Gottes. Von Petrus als Zeugen lässt Lukas für seine Leser drei

Generationen später die Erklärung dessen folgen, was sich an Pfingsten ereignet: Gottes WORT, sein Sieg über den Tod, ist eine Freudenbotschaft für *alle* Menschen ohne Ansehen der Person; Gottes Geist kommt über *alle* Menschen, so wie es der Prophet Joel schon angekündigt hat: „Ich werde von meinem Geist ausgießen über alles Fleisch. Eure Söhne und eure Töchter werden prophetisch reden ...“ (Jl 3,1) Während dieses Ereignis für Joel das Ende der Welt anzeigt – ist es für Lukas der Beginn einer neuen Zeit: Die Zeit, in der Christus, der von den Menschen gekreuzigte und von Gott auferweckte und zu seiner Rechten erhöhte Jesus, den vom Vater empfangenen Geist über die Menschen ausgießt: Die Zeit der Zeugen, die im Kommen des Geistes die Präsenz des Auferstandenen erkennen und verkünden.

An die Stelle Jesu, der unsichtbar geworden ist, rückt die Sichtbarkeit der Gemeinschaft der Glaubenden, die seine verborgene Gegenwart bezeugt. Bei Lukas lässt sich eine klare Gleichung erkennen: Wer glaubt, empfängt den Geist und wird Zeuge. Das heißt: er bzw. sie wird fähig, die Präsenz des Auferstandenen in der Welt zu identifizieren. „Zeugen sind all die ungezählten Frauen und Männer, die noch in einem zitternd dem Unglück entronnenen Leben den Schatten des Auferstandenen ahnen.“ (Ich übersetze aus: Daniel Marguerat, *Un admirable christianisme*, Poliez-le-Grand, 2010, 27) Es sind ganz gewöhnliche Menschen – wie wir: Es fällt ihnen nicht leicht, Gott in den Ereignissen zu erkennen. Sie müssen oft einen mühevollen Weg zurücklegen, bis sie in ihrer Bedrängnis erkennen, dass Gott am Werk ist. Wie Petrus, der durch Ratlosigkeit, Zweifel und Fragen hindurchgehen muss, bis er erkennt: „dass Gott nicht auf die Person sieht, sondern dass ihm in jedem Volk willkommen ist, wer ihn fürchtet und tut, was Recht ist.“ (Apg 10,35) „Von Anbeginn an ist das Christentum Vielzahl und Vielfalt, eine unübersehbare Zahl von Menschen, ein schillernder Schwarm von Gesichtern, Völkern und Kulturen!“ (28) Sie alle sind Zeugen der Wirkkraft des WORTES. Die Zeugen des Wortes haben keine Fähigkeiten, die sie über andere Menschen herausheben würden. Gerade als „schwache Menschen“ sind sie glaubwürdige Zeugen für das Evangelium des lebendigen Gottes – inmitten einer Vielzahl von Ideologien und religiösen Kulturen, die zur Zeit des Lukas um ihre Anhänger warben, nicht weniger als heute!

### 3

#### **„Christliches Leben im Zeichen von Aufbruch und Suche“**

Sie schrieben mir Ihre Erwartungen an den heutigen Tag: „Wir möchten, dass deutlich wird, dass uns das Wort Gottes immer wieder neue Wege zeigt, weil Menschen von Anfang an immer wieder aus vertrauten Situationen herausgerufen wurden.“ Vielleicht dachten Sie an Berufungen im Alten und Neuen Testament: Abraham, der aus seinem Land wegziehen soll, ohne zu wissen, wohin (Gen 12,1ff); die Fischer Simon und Andreas, die Jesus mitten aus ihrer Arbeit herausruft (Mk 1,16ff). Wahrscheinlich dachten Sie auch an Ihre Situation hier, in der Diözese Graz, die sich von der Situation in anderen Bistümern in Österreich und Deutschland und darüber hinaus im Grunde nicht wesentlich unterscheidet: Die Kirche, so wie wir sie von früher her kennen, verschwindet; und wir versuchen mühsam, ihre Strukturen an eine Situation anzupassen, die wir „neu“ nennen, die wir aber im Verhältnis zu dem, was wir aus der Vergangenheit kennen, beschreiben – indem wir aufzählen, was vom Alten nicht mehr da ist. „Neu“ nennen wir dann auch die Veränderungen, mit denen wir das Alte zu erhalten suchen. Wir schauen also unweigerlich zurück – was wenig hilfreich ist, um aufzubrechen.

Deswegen möchte ich mich fürs Erste nicht von den schon häufig analysierten Veränderungen in Gesellschaft und Kirche leiten lassen, sondern von Aufbruch und Suche sprechen, die vom Ursprung her zum christlichen Glauben gehören, und nicht erst, weil äußere Veränderungen sie Christinnen und Christen abverlangen. Der 1986 verstorbene französische Jesuit Michel de Certeau denkt den christlichen Glauben als Beziehung zu dem, der uns fehlt, und damit von dem her, was Lukas zum Ausgangspunkt seiner Geschichte der Zeugen macht: das Verschwinden Jesu. Und weil der christliche Glaube sich wesentlich auf den Anderen bezieht, der „nicht hier ist“, gehören Aufbruch und Suche zum Glauben. „Die Ur-Formel des Spirituellen lautet, dass es nichts ist als der Entschluss zum Aufbruch.“ (Hadwig Müller, in: Christian Bauer Marco A. Sorace, 117)

Wer glaubt und danach verlangt, dem Verschwundenen nahezukommen, ist an seiner Entschiedenheit erkennbar, aufzubrechen und wegzugehen, nicht in lieb gewordenen Gewohnheiten einzuschlafen, sich nicht mit den bekannten Worten zufrieden zu geben, sondern weiterzugehen ins Unbekannte. Damit sind nicht unbedingt fremde Länder gemeint. „Die anderen sind unsere wahren Reisen.“ Der Aufbruch ist wie eine Geste, mit der immer wieder ein Fehlen hergestellt wird und die so an das Fehlen des Anderen des Glaubens erinnert. Glaubende sind Menschen des Aufbruchs. Jeder Aufbruch braucht aber einen Ort, von dem aus er geschieht. Für Michel de Certeau ist der Glaubensakt des Einzelnen an die Gemeinschaft als seinen Ort gebunden, den er zugleich in Bewegung bringt.

Das habe ich an den brasilianischen Schwestern erfahren, mit denen ich in São Paulo lange Zeit zusammenarbeitete. Ende der 70er Jahre hatten sie ihre Arbeit in den Institutionen der brasilianischen Oberschicht aufgegeben, um in kleinen Gruppen an Orte zu gehen, an denen sie die Kämpfe der Armen um ihre Rechte unterstützen konnten. Die Leitung der ursprünglich deutschen Kongregation verstand diese neue Praxis der Option für die Armen nicht. Sie erbat in Rom eine Überprüfung der kirchenrechtlichen Situation. Die Wirkung war, dass sich 77 Schwestern trennten, ein Drittel aller Schwestern der brasilianischen Provinz der Ordensgemeinschaft. Diese Ordensfrauen bildeten eine neue Gemeinschaft; sie fanden neue Orte; sie erfanden auch neue Worte und Praktiken, um ihrer Berufung treu zu bleiben. Damit brachten sie letzten Endes den aufgegebenen Ort ihrer früheren Zugehörigkeit in Bewegung.

Zum Aufbruch gehört die doppelte Erfahrung von Verlust und Gewinn. Die Verluste sind offensichtlich: Verlust einer gemeinsamen Sprache, eines vertrauten Alltags. Verlust eines Ortes, an dem der oder die Aufbrechende mit Namen gekannt war. Verlust des Ortes in einer Institution und deren Anerkennung, Verlust des Ortes in einer als Kontinuität konstruierten Zeit und Geschichte. Verlust der Teilhabe an dem von dieser Geschichte erzählten Sinn. Jedes Mal geht eine Zugehörigkeit verloren und damit eine größere das eigene Leben umfassende Einheit, eine „Heimat“. Zugleich geht damit auch die Illusion verloren, dass die „Heimat“, die verlassen wurde, die ganze Welt ist. Die Einsicht wird gewonnen, dass diese Heimat begrenzt – und dass sie damit auch besonders ist. Dieses Land, so wie es verlassen wurde, kehrt nicht wieder – das ist der Verlust. So wie es war, ist es einmalig, – das ist die Entdeckung, die gewonnen wird.

Wenn nun Aufbruch und Suche zum innersten Wesen des Glaubens gehören, dann müssten sie gerade an denen erkennbar sein, die dank ihrer Zugehörigkeit zu einer Gemeinde oder Kirche Christen genannt werden. Aufbruch und Suche sind heute aber oft eher an Menschen erkennbar, die sich von den Kirchen abwenden. Soziologen erkennen in der Suche ein zentrales Merkmal heutiger Menschen: Ihre Identität ist ihnen nicht mehr in bestimmten Rollen und Zugehörigkeiten vorgegeben. Sie müssen sie selber hervorbringen – eine Herausforderung, wenn Menschen sich als fremdbestimmt und in Widersprüchen zerrissen erfahren. Sie sollen anpassungsfähig und flexibel in einer immer mobileren Gesellschaft sein, zugleich aber auch eigenen Stand haben. Selber müssen sie die Bezugspunkte suchen, die ihre Existenz ausrichten. Die Frage an uns Christinnen und Christen ist, ob wir in dieser Suche ein Zeichen für die Präsenz des Auferstandenen erkennen, der uns in unseren Alltag hinein vorausgeht. Als Zeugen des Auferstandenen können wir der Aufgabe nicht ausweichen, die Spuren Gottes in unserer Welt zu entziffern und zu erzählen.

#### 4

### **Pfarrei und Gemeinde – Orte der Unruhe, Orte der Sehnsüchtigen**

In unserer Vorstellungswelt ist die Pfarrei nicht ein Ort von Aufbruch und Suche, sondern ein Ort der Beständigkeit, in dem viele ein Stück Heimat wiedererkennen. Sie definiert sich normalerweise durch das, was sie selber hat und vorweisen kann: eine Kirche, eine zentrale Figur, Räume, Mitglieder, Gremien, Aktivitäten. Für Albert Rouet, den emeritierten Bischof von Poitiers, widerspricht diese mit der Pfarrei verbundene Vorstellung der Tatsache, dass Menschen nicht zuerst daraus leben, was sie selber haben, sondern aus dem, was sie von anderen empfangen, und dass es

gerade die Christen sind, an denen diese den Menschen auszeichnende Angewiesenheit sichtbar wird. Wie ist es aber mit der Realität?

In der Realität sind Pfarreien heute durchaus „Orte der Unruhe“: in ständiger Ausweitung ihrer Grenzen und Vernetzungen. Viele Pfarreien sind heute zutiefst verunsichert und tatsächlich „Orte der Sehnsüchtigen“, jener nämlich, die Heimweh haben nach der Pfarrei, wie sie früher war. Sind sie deswegen nun auch als christliche Gemeinden erkennbar? Ich meine, dass eine umfassende und gründliche Auseinandersetzung nötig ist: weniger um die Grenzen der immer größer werdenden Pfarreien als um die Merkmale, an denen eine christliche Gemeinde als solche erkannt wird.

Fragen wir danach, was die Gemeinde von einem Verein unterscheidet. Ein Verein definiert sich durch ein Ziel, das Menschen sich setzen. Sie vereinen sich mit anderen, organisieren sich, setzen sich Aufgaben, um ihr Ziel zu erreichen. Die Mitglieder haben ein Woher gemeinsam, eine Situation, die sie verändern wollen: beispielsweise das Leiden ihrer Angehörigen an einer bisher nicht heilbaren Erkrankung. Aus diesem Woher ergibt sich das Wohin: das Ziel, alles dafür zu tun, dass die Erkrankung in Zukunft geheilt wird. Die Mitglieder des Vereins sind weniger als sie selber interessant, sondern vor allem in Hinblick darauf, was sie zum Erreichen des Ziels beitragen, das sie vereint.

Wie ist das bei einer christlichen Gemeinde? Auch die Mitglieder einer christlichen Gemeinde verbindet ein Ziel bzw. die Erfüllung von Aufgaben im Dienst dieses Ziels. Und worin besteht das Ziel? Die ersten beiden Sätze der Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils sagen es: Die Kirche empfängt ihr Leben von Christus. Sein Licht ist als Widerschein auf dem Angesicht der Kirche erkennbar, so wie das Sonnenlicht in seinem Widerschein auf allem sichtbar wird, was das Licht empfängt. Und die Kirche gibt ihr Leben weiter, indem sie Menschen das von ihr empfangene Licht zu sehen gibt, so dass sie sich daran erfreuen und im Leuchten dieses Lichts entfalten können. So wird die Kirche zum Zeichen und Werkzeug für die Vereinigung mit Gott und für die Einheit der Menschheit. Die Gemeinde ist Teil dieser Kirche, und sie hat Teil an ihrer Sendung. Auch ihr Ziel ist es, empfangenes Leben weiterzugeben – indem sie dankbar von diesem Leben Kunde gibt, indem sie es dankbar feiert und erbittet und indem sie es im Dunkel von Not und Unrecht aufleuchten lässt. Auch ihr Ziel ist es, der Gemeinschaft mit Gott und der Gemeinschaft der Menschen untereinander zu dienen.

Anders als beim Verein bindet das Ziel eine Gemeinde an ihren Ursprung zurück: Es geht ihr darum, aus ihrem Ursprung, dem in Beziehungen lebenden Gott, Leben zu schöpfen. Und anders als bei einem Verein ist das Ziel einer Gemeinde genauso die Entfaltung der einzelnen Mitglieder wie das Wachstum ihrer lebendigen Gemeinschaft untereinander und mit Gott. Diese Gemeinschaft ist umso tiefer und stärker, je deutlicher die einzelnen Mitglieder sich in ihrer Einzigartigkeit entfalten können. So formuliert Albert Rouet das Ziel der örtlichen Gemeinden – oder „Gemeinden der Nähe“: dass jede Person in ihnen gekannt und anerkannt wird und die Chance bekommt, zu hören, was Gott mit ihrem Leben vorhat, und auf diesen Ruf zu antworten.

Was bedeutet das für Gemeinden? Dass die Christinnen und Christen, die sich in ihr versammeln, die Sehnsucht kultivieren, die Sehnsucht nach dem anderen Menschen und die Sehnsucht nach Gott. Wenn sie danach verlangen, zu Gott in Beziehung zu treten, und sich nach anderen Menschen ausstrecken, weil diese ihnen fehlen wie einem ein geliebter Mensch fehlt, zeigen sie sich als angewiesen aufs Empfangen. Sie glauben ja an einen Gott, der als Suchender, Rufender und Bittender auf Menschen zugeht, damit sie mit ihm an der Vollendung seiner Schöpfung mitarbeiten. Da ist es nicht gleichgültig, ob sie sich zuerst als Menschen mit vollen Händen sehen, die anderen Anteil an ihrer Fülle geben, oder als Menschen mit leeren Händen, die sie nach anderen ausstrecken und die sich von anderen Bereicherung erhoffen.

Ich habe einmal versucht, diese Vision von Gemeinde konkret durchzubuchstabieren. Die Mitglieder der Gemeinde denken nicht als Erstes an die Angebote, die sie Anderen machen können. Zuerst möchten sie wissen, wie diese Anderen leben. Ihr eigener Glaube macht sie zu Fragenden: „Was geht vor zwischen Gott und diesen Frauen und Männern, die hier unter uns leben? Welche Wege

nimmt Gott, um sich ihnen zu nähern?“ Wenn die Mitglieder der Gemeinde im Gebet ihr Leben und ihre Welt vor Gott bringen, erinnern sie sich an die Zeichen seiner Gegenwart – verbergen aber nicht, dass sie unter der Abwesenheit Gottes leiden. Wenn sie vom Evangelium, von Jesus Christus, von Glauben, Hoffnung und Liebe sprechen, so bezeugen sie dabei zugleich das Ungenügende ihrer Rede und ihre Angewiesenheit auf das Zeugnis anderer. Wenn sie sich Menschen zuwenden, die vom Leben verletzt sind, suchen sie Mittel und Wege, Not zu lindern und ihnen die Freude am Leben zurückzugeben – vergessen aber nicht das Staunen darüber, wie sehr solche Begegnungen sie selber beschenken und bereichern.

## 5

### Lust auf die Bibel

Die Vorbereitung auf diesen Vortrag hat mich dazu gebracht, biblische Bücher zu lesen und von Kommentaren zu lernen: Die Entdeckungen, die mir Freude gemacht haben, danke ich Ihnen! Das legt für mich nahe, zuletzt noch etwas zur Unlust bzw. Lust an Bibelarbeit zu sagen. Die Unlust beobachten nicht nur Sie. Bei Seminaren der letzten Jahre – bei denen es um ein Lernen von französischer Pastoral – wurde oft festgestellt, dass in Frankreich die Bibelarbeit am Beginn von Prozessen steht, in denen Menschen sich neu ihres Glaubens und ihrer Hoffnung vergewissern und die nicht selten zu neuem Leben in Gemeinden führen. Und zugleich wurde festgestellt, dass es in Deutschland sehr schwierig ist, dass Menschen innerhalb katholischer – und evangelischer! – Gemeinden sich zu einem von biblischen Büchern angeregten Lernprozess zusammenfinden.

Woher also die Unlust? Der französisch-deutsche Theologe Christoph Theobald meinte einmal, dass die Bibel in Deutschland als Buch der Kirche abgestempelt sei, dessen Inhalt Langeweile erzeugt. In Frankreich sei sie zunächst einmal ein Werk der klassischen bzw. alten Literatur und wecke als solches Interesse. Wichtiger finde ich, dass das Bibellesen, wo es in Frankreich geübt wird, in einen gemeinsamen Lebens- und Handlungszusammenhang eingebettet ist. In den katholischen sozialen Bewegungen wie der Arbeiterjugend, hat es einen festen Platz in der Besinnung auf das eigene Leben und Handeln, „revision de vie“ genannt. Und auch im Leben engagierter Christinnen und Christen hat es einen festen Platz in der nachdenklichen Überprüfung der eigenen Praxis, „relecture“ genannt.

Einen solchen gemeinsamen Lebenszusammenhang herzustellen ist in Brasilien der erste Schritt in den vielen Bibelkursen von und mit Carlos Mesters, dem niederländischen Karmeliten und brasilianischen Bibeltheologen: Im gelingt es, zwischen der Situation der Kursteilnehmerinnen und der historischen Entstehungssituation des Textes eine Brücke zu schlagen. Im zweiten Schritt erschließt er den einzelnen Textabschnitt mit einfachen, und echten Fragen, auf die gemeinsam eine Antwort zu suchen spannend ist. Auf Deutsch erschienen Kurse von ihm im Grünewaldverlag 1983: „Vom Leben zur Bibel“.

Genauso: vom Leben zur Bibel geht – wiederum in Frankreich – Louis Gros Lambert vor, ein Pfarrer im Bistum Belfort-Montbéliard, der sich dort seit vielen Jahren bemüht, dass „Feiern des Wortes“ einen ebenbürtigen Platz neben der Eucharistiefeier bekommen. Er hat langjährige Erfahrung in der Vorbereitung von Christinnen und Christen, die für die „Feiern des Wortes“ in ihren Gemeinden zuständig sind und für die vielen Gruppen des Bistums, die sich in einem begrenzten Zeitraum mit einem Buch des Neuen oder Alten Testaments beschäftigen.

Ich erwähne diese Beispiele, weil mir an ihnen klargeworden ist, was bei uns – in Deutschland zumindest – fehlt, damit Lust an der Bibelarbeit aufkommt: In den seltensten Fällen laden christliche Gemeinden dazu ein, sich in einer Reihe von Treffen mit einem biblischen Buch zu beschäftigen. Genauso selten wird die Bibellektüre von einem Kommentar begleitet, der einen Zusammenhang herstellt zwischen der Gegenwart der Leserinnen und Leser und der Entstehungssituation des Textes. Allenthalben steht der persönliche Austausch im Vordergrund – oft nach den einfachen Regeln des Bibelteilens. Aus Angst, die Bibel könnte abschrecken, weil sie nur von Experten verstanden wird, wird der Austausch über die jeweilige Bibelstelle der Spontaneität der Teilnehmer

überlassen. Informationen und Kommentare könnten vielleicht verhindern, dass die Teilnehmerinnen sagen, was sie an der Stelle am meisten berührt. Daran ist ganz sicher Wahres. Auf der anderen Seite ist das, was von dem Austausch bleibt, oft beliebig; und es ist zufällig, was einer oder eine dabei lernt. Ja, soll sie oder er überhaupt etwas „lernen“?

Für mich selber ist das Lernen ein starkes Motiv. Für die Frauen und Männer der kleinen Gemeinden in Brasilien war es ein starkes Motiv, biblische Bücher besser zu verstehen: Dabei erfuhren sie mit Staunen, wer sie selber sind als Menschen, die Gott heute mit ihrem Namen ruft, ganz so wie Propheten und Apostel in der Bibel gerufen und gesandt werden. In einer Gesellschaft, in der sie in keiner Statistik vorkommen, entdeckten sie, dass sie Menschen mit Ansehen und Würde sind.

Etwas lernen, Neues entdecken, sich selbst neu erfahren zu können, ist, denke ich, auch in deutschsprachigen Gemeinden ein starkes Motiv. Wenn wir diesem Motiv Rechnung tragen wollen, dürfen wir die Bibelarbeit nicht einem pastoralen Ziel unterordnen. Die Teilnehmenden einer solchen Bibelarbeit sind selber das Ziel! Allerdings müssen sie das Gelernte, die Entdeckungen anwenden dürfen! Sie müssen Gelegenheit bekommen, den neuen Blick auf sich selbst in der Praxis auszuprobieren, z.B. in der Bibelauslegung in einer Eucharistiefeier und in den „Feiern des Wortes“.

Es ist nicht mehr die Zeit, neuere französische Erfahrungen, die Lust auf Bibelarbeit machen, auszuführen. Nur ein allerletztes Wort: Gerade in einer ländlichen Gegend in Frankreich, in der praktisch kaum mehr christliche Gemeinden existieren, gibt es seit einiger Zeit Gruppen, die zu regelmäßigen Treffen (vielleicht nur einmal im Monat, aber regelmäßig) bereit sind, um gemeinsam ein biblisches Buch zu lesen. Bei diesen Gruppen sind Kirchlichkeit und christlicher Glaube gerade keine Voraussetzung. Diese Offenheit fördert die Lebendigkeit der Gespräche. Die einzige Voraussetzung ist das unbestimmte Verlangen, dem Geheimnis des eigenen Lebens näher zu kommen, ist die Fähigkeit zu hören und die Kunst, nicht in Schablonen zu sprechen. Damit sind wir bei der Frage, die Sie stellen: wie Sie mit „religiös unmusikalischen“ Menschen ins Gespräch kommen können. Musikalität ist eine Sache des Gehörs, und die Fähigkeit zu hören unterscheidet Menschen unabhängig von ihrer kirchlichen oder religiösen Zugehörigkeit.

Literaturhinweise:

Hermann-Josef Venetz, *Er geht euch voraus nach Galiläa*, Freiburg Schweiz, 2005.

Christian Bauer, Marco A. Sorace (Hg.), *Gott anderswo? Theologie im Gespräch mit Michel de Certeau*, Ostfildern 2019.